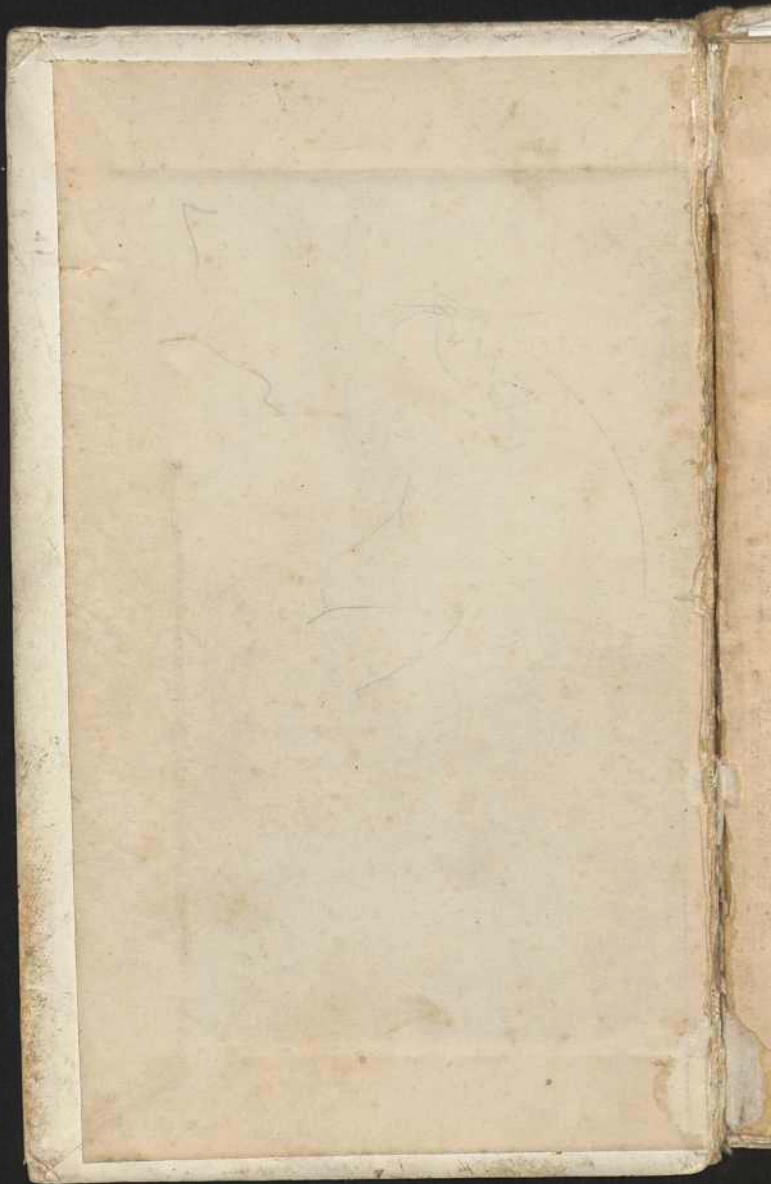


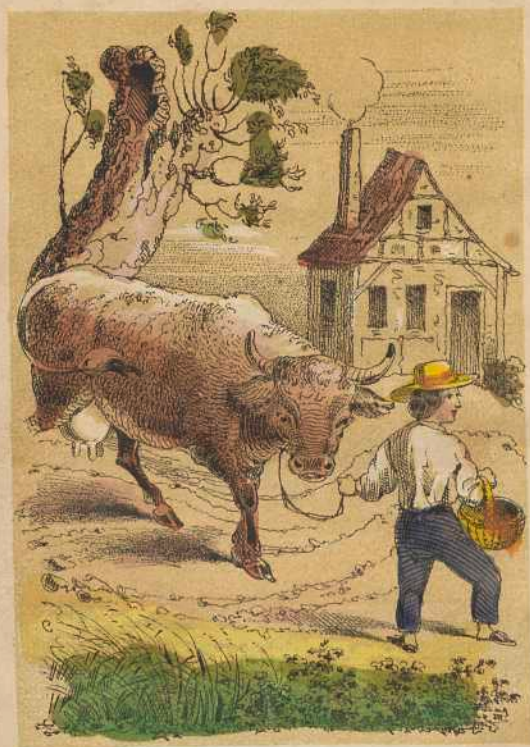
Das
verlohrne
Kind.



leaf

This is an

example



Das verlorne Kind.

Eine Erzählung
für
die wißbegierige Jugend
von
H. Edmontis.

Mit vier colorirten Bildern.

(Komplett)

G u b e n,
Druck und Verlag von F. Fechner.

53 MA 50 1468 R

KJA

[1855]



I.

Die Holzhauer-Familie.

An dem Saume eines Waldes, in dem Arden-
nengebirge liegt ein kleines sehr wildes, doch
sehr gesundes Thal, welches von der übrigen
Welt ganz getrennt zu sein scheint. Stellt Euch
ein Thal vor, welches eine Viertelmeile im Um-
fange hat und von zwei mit mächtigen Bäumen
bedeckten Hügeln eingeschlossen ist. Inmitten
der beiden Hügel fließt ein Bach, welcher sich
durch Felsenmassen schlängelt, dann die grünen
Wiesen bewässert und sich endlich in einem dichten
Erlenwäldchen verliert. So habt Ihr eine
Vorstellung von dieser angenehmen Einsamkeit.

Man muß in dieser unbebauten Gegend
viele Meilen weit gehen, bevor man eine ein-
zige Wohnung entdeckt oder den Rauch einer
Hütte bemerkt, und wenn Ihr einen Menschen
aus jener Gegend antrefft und ihn nach dem

Wege zu dem kleinen Thale fragt, dann kann er Euch kaum den rechten Weg zeigen, den Ihr zu nehmen habt.

In dieser einsamen Gegend, wo man jetzt ein schönes Haus sieht, umgeben von einem schönen großen Parke und verschönert durch jede Pracht, welche durch Menschenhände hervorgebracht werden kann; an dieser Stelle würdet Ihr früher nur eine einfache Hütte bemerkt haben, welche von einer armen Holzhauerfamilie bewohnt wurde.

Diese Familie bestand aus drei Personen: aus Franz Bernhard, seiner Frau Margarethe und ihrem Sohne Pierre, welchen man gewöhnlich den kleinen Pierre nannte.

Die ganze Woche in dem Walde arbeiten, des Sonntags mit seiner Frau und seinem Sohne in die Kirche der benachbarten Stadt gehen und den Garten bebauen, welcher sein Haus umgab, dann seinem Sohne den nöthigsten Unterricht im Lesen und Schreiben zu geben: das war die Lebensweise Bernhards, welcher die drei wichtigsten Tugenden besaß, die den Menschen hienieden glücklich machen: die Liebe zu Gott, die Liebe zu seiner Familie und die Liebe zur Arbeit.

Margarethe war eine arbeitsame und thätige Frau, gänzlich beschäftigt mit ihrem Hauswesen, ihrem Manne treu ergeben und von Bärtlichkeit für ihren Sohn erfüllt. Der Ordnung:

liebe und der Sparsamkeit Margarethens hatte es Bernhard zu verdanken gehabt, daß er einige Ersparnisse von seinem Verdienste zurücklegen konnte, und so sah er sich nach Verlauf einiger Jahre in den Stand gesetzt, das Stück Land zu kaufen, auf welchem seine Hütte stand. Langsamer war er der Eigenthümer des Gartens geworden, welcher hinter seinem Häuschen lag. Endlich konnte er auch eine Kuh kaufen, deren Nutzen viel zur Erhaltung seiner Familie beitrug. —

Ganz dem Wunsche Leonhard's und seiner Frau gemäß hatte der kleine Pierre große Lust zu dem Handwerk seines Vaters: aber vor Allem wünschten sie ihn zu einem rechtschaffenen Manne zu erziehen und sie bemühten sich deshalb, ihm die Lehren der Religion recht tief einzuprägen, ohne welche des Menschen Handeln keinen Werth hat.

Begabt mit den trefflichsten Eigenschaften, lag unserm kleinen Pierre nichts mehr am Herzen, als die guten Lehren und das vortreffliche Beispiel seiner Eltern zu benutzen. Ehrerbietig und zuvorkommend gegen sie, war er ganz erfreut, wenn er ihnen irgendwie Vergnügen bereiten konnte. Klug und mit einem Verstande begabt, wie man ihn bei seinem Alter nicht erwartete, suchte er sich so nützlich zu machen, als es seine Kräfte ihm nur erlaubten, und leistete seinen Eltern eine Menge kleiner Dienste.

Wenn sein Vater in dem Walde arbeitete, und seine Mutter durch die häuslichen Geschäfte genöthigt war, zu Hause zu bleiben, dann trug der kleine Pierre das Mittagbrod seinem Vater in den Wald. Man hatte nicht zu besorgen, daß er sich auf dem Wege aufhielt oder von den Speisen naschte, die ihm anvertraut waren. Er wußte, daß dies ein Fehler gewesen wäre, und er hütete sich wohl, diesen zu begehen. Oft geschah es, daß er auf dem Wege durch das Gehölz Vogelnester bemerkte, deren sich zu bemächtigen ihm leicht gewesen wäre; aber seine Mutter hatte ihm das Klettern auf die Bäume ein- für allemal verboten, da sie fürchtete, es könnte ihm ein Unglück dabei begegnen, und weil er die Vögel unglücklich mache, wenn er ihre Jungen raubte. Dieses Verbot genügte, um ihn davon zurückzuhalten, ungeachtet es ihm viel Vergnügen bereitet haben würde.

Wenn er nach einem beschwerlichen Wege bei seinem Vater angelangt war, dann sammelte er, während dieser aß, die dürren Nester, um sie seiner Mutter zu bringen, weil er schon wußte, daß ihn bei seiner Rückkehr ein Kuß für die Mühe belohnen würde.

Ein ander Mal sammelte er Weidenruthen. Des Abends schälte er dann beim Kaminfeuer die Rinde dieser Ruthen ab, und wenn das Unwetter ihn nöthigte, im Hause zu bleiben, oder auch, wenn er die Kuh auf die Weide

trieb, dann versfertigte er Körbe und andere schöne Sachen, welche seine Mutter in der Stadt verkaufte, und deren Erlös dazu bestimmt war, für ihn Kleidung zu schaffen.

So wurde der kleine Pierre durch seine guten Eigenschaften die Freude seiner Eltern.

Diese arme und rechtschaffene Familie fühlte sich aber auch recht glücklich; sie waren immer zufrieden und heiter. Aber leider ist hier auf der Erde nichts vollkommen und sehr oft giebt uns die Vorsehung durch die unerwarteten Unglücksfälle zu verstehen, wie wenig wir auf das Glück des folgenden Tages zählen dürfen.

Eines Tages arbeitete Bernhard mit einem anderen Holzhauer an dem Saume des Waldes, einem von seiner Wohnung wenig entfernten Orte. Sie waren mit dem Fällen einer Eiche beschäftigt; durch zahlreiche Artschläge angehauen, war der Baum schon dem Fallen ziemlich nahe, doch bedurfte es noch einer kleinen Anstrengung der Holzhauer. Da erhob sich auf einmal ein heftiger Sturmwind und der Baum brach mit einem fürchterlichen Krachen. In diesem Augenblicke war der kleine Pierre nicht weit von dem Baume mit dem Zusammenlesen der Aeste beschäftigt, ohne auf das Licht zu geben, was eben vorging. Durch die seinem geliebten Sohne drohende Gefahr angetrieben, beeilte sich Bernhard, ihm zu Hülfe zu kommen; aber in diesem Augenblicke fiel die Eiche in

voller Schwere auf Bernhard, welcher als Opfer seiner Vaterliebe von dem Stamme zermalmt wurde.

Der kleine Pierre, nur von einem der Nester getroffen, stand alsbald auf, um seinem Vater zu Hülfe zu eilen. Aber als er mit Hülfe des anderen Holzhauers ihn unter der Eiche hervorgezogen hatte, da endete der Unglückliche in den Armen seines Sohnes, ohne diejenige noch einmal zu sehen, die er so herzlich liebte.

Ich überlasse Euch zu beurtheilen, welchen Schmerz Margarethe empfand, als Pierre, in Thränen gebadet und mit verzweiflungsvollem Herzen, ihr das unvermeidliche Unglück berichtete, das sie alle Beide gleich schmerzlich traf.

Drei Tage lang rang die unglückliche Wittwe die Hände, ihren Mann zurückwünschend. Den vierten Tag schien der Trost in ihr Herz zurückzukehren; schon ruhte Bernhard im Grabe. Der kleine Pierre lag krank im Bette, untröstlich über den Tod des theuren Vaters. Ein würdiger Priester, welcher nicht von seinem Bette wich, ermahnte ihn zur Ergebung in den Willen Gottes und suchte ihm Muth und Vertrauen einzufloßen.

Durch ihre Frömmigkeit unterstützt, wurde Margarethe täglich beruhigter, und endlich ermannte sie sich wieder, im Vertrauen auf Gott.

Ihres Gatten beraubt, fühlte sie, daß sie die Liebe, die sie für denselben hegegt, auf ihren

Sohn, der ihr nun noch übrig geblieben war, übertragen müsse, und ihre mütterliche Zärtlichkeit schien sich zu verdoppeln.

Pierre seinerseits suchte durch seine Liebe und seine Anhänglichkeit ihr den Trost zu geben, dessen die arme Frau so sehr bedurfte. Er war ihre einzige Stütze geworden und deshalb widmete er sich jetzt der Arbeit eifriger, als sonst; er stand früh auf und legte sich spät zu Bett, damit er keinen Augenblick verlor. Er hoffte dadurch die Armuth seiner Mutter zu lindern und ihr wenigstens den Verlust, den sie erlitten, weniger fühlbar zu machen. Obgleich auch er durch den Tod seines Vaters hart betroffen war, so verbarg er doch seinen Schmerz, um die Traurigkeit seiner Mutter nicht zu vermehren, und bezeugte für sie die Anhänglichkeit, welche gleichsam ein Balsam für die großen Leiden sind.

Eines Sonntags kam er mit ihr aus der Kirche und der Zufall wollte, daß sie bei der Stelle vorbeigingen, wo der Vater seinen Tod gefunden hatte. Es war das erste Mal, daß Margarethe den Ort besuchte, der an jenes unheilvolle Ereigniß erinnerte. Sie blickte mit einer schmerzhaften Genugthuung auf den Ort, als sie darauf ein kleines hölzernes Kreuz bemerkte, welches von einer Trauerweide beschattet wurde, dessen hängende Aeste bis auf die Erde reichten.

Die erste Handlung der armen Wittwe war vor dem Kreuze, welches sie an eine so traurige Begebenheit erinnerte, niederzuknieen. Als sie ihr Gebet geendet hatte, erhob sie sich weinend und drückte ihren Sohn an ihr Herz; sie umarmte ihn, ohne ein einziges Wort hervorbringen zu können.

Die arme Mutter hatte die Freundeshand erkannt, welche ihrem Manne dieses rührende Zeichen der Erinnerung geschafft hatte.

Pierre war es in der That, der dieses hölzerne Kreuz und die Trauerweide an diesen Ort gebracht hatte, ohne seiner Mutter etwas davon zu sagen. — Das Herz des guten Sohnes zeigte sich ganz und gar bei dieser ächt kindlichen und frommen Handlung.

ar
ge
fie
nt
m
er

nt
de

61
or
or
te
nt



II.

Die Trauerweide.

Bevor seine Mutter durch Zufall von seinem kleinen Denkmal Kenntniß erhielt, begab sich der kleine Pierre jeden Tag an den Ort, wo sein Vater gestorben war. Des Morgens vor Beginn der Arbeit, des Abends nach Beendigung derselben ging er dahin, um vor dem einfachen Kreuze zu knien, Gott um Barmherzigkeit für denjenigen ansehend, den er verloren hatte, und den Himmel um Schutz für seine gute Mutter bittend.

Eines Abends, als die Sonne sich dem Untergange zuneigte, war Pierre wie gewöhnlich gegangen, um die religiöse Pflicht zu erfüllen, die er sich selbst auferlegt hatte. — Er kniete eben unter der Trauerweide und betete mit Herzlichkeit, als ein Geräusch von Schritten, die sich ihm zu nähern schienen, seine Andacht störte.

Er erhob den Kopf und bemerkte in einer geringen Entfernung einen hübschen Knaben, welcher bei seinem Anblick plötzlich stillstand und nicht vorzugehen wagte, aus Furcht, sein Gebet zu stören.

Als Pierre dies bemerkte, lenkte er den Fußsteig ein, der nach dem Thale führte und kehrte, ohne ein Wort zu sagen, zur Hütte zurück; da trat ihm das fremde Kind in den Weg, und nachdem es sich wegen seiner Störung entschuldigt hatte, bat es ihn, den Weg nach irgend einem Hause zu zeigen, wo es die Nacht über bleiben könnte.

„Es würde Euch schwer werden,“ sagte der kleine Pierre, „im Umkreise von zwei Meilen ein anderes Haus zu finden, als das unsrige. Aber Ihr bedürft der Ruhe; unsere Hütte ist nicht weit von hier und meine Mutter wird Euch die Aufnahme gewiß nicht versagen.“

„Dank, mein Freund!“ antwortete der Unbekannte, „Dank Eurem gütigen Anerbieten, ich nehme es sehr gern an. Seit diesem Morgen im Walde umherirrend, habe ich vergebens eine Wohnung gesucht, um dort einzufehren; aber ich habe weder eine solche gefunden, noch irgend Jemand getroffen, der mir den Weg nach irgend einem Dorfe zeigen konnte. Der Müdigkeit fast erliegend und der Nacht entgegensehend, wollte ich mich eben unter einen Baum

legen, als die gütige Vorsehung mich zu Euch führte."

"Wenn Ihr mir folgen wollt," sagte Pierre, "so könnt Ihr mein Bett mit mir theilen und Euch bei uns ausruhen. In kurzer Zeit sind wir an Ort und Stelle."

Der junge Unbekannte bedankte sich von Neuem für die freundliche Einladung, und sie machten sich beide auf den Weg.

Das Kind, welches Pierre so unverhofft getroffen hatte, war ein Knabe von ungefähr 9 Jahren, mit einer offenen und einnehmenden Gesichtsbildung; seine Züge, welche von den bis auf die Schultern herabfallenden blonden Haaren beschattet wurden, verriethen, daß er einer vornehmen Familie angehörte; sein blaßes Gesicht und die rothgeweinten Augen bezeugten die Ermüdung, welche ihn befallen, und die Thränen, welche er vergossen hatte. Er folgte dem kleinen Pierre, indem er sich alle mögliche Mühe gab, gleichen Schritt mit ihm zu halten; er war genöthigt, mehrere Male auszuruhen, doch erreichten sie endlich den Eingang in das Thal.

Die Sonne war schon längst untergegangen, und die Dunkelheit hüllte das Thal ein. Die gute Margarethe wartete auf einem Stuhle vor der Hausthür, unruhig über das lange Ausbleiben ihres Sohnes, und bei dem geringsten Geräusch auffahrend; da öffnete sich eben die

Gartenthüre, und Pierre, begleitet von seinem Reisegefährten, trat herein. Obgleich erstaunt, daß ihr Sohn nicht allein zurückkam, empfing sie doch mit Wohlwollen den Fremden, und Pierre, wohl wissend, daß er der Mutter von seinem Beginnen Rechenschaft geben müsse, beeilte sich, das Nähere über ihr Zusammenreffen mitzutheilen. Margarethe lobte das Benehmen ihres Sohnes, denn sie hatte es gern, wenn er Andern seine Dienste anbot und denjenigen beistand, die Hülfe bedurften.

Die beiden Kinder setzten sich zuerst an den Ofen, um ihre Kleider zu trocknen, welche durch den Regen ganz durchnäßt waren. Darauf setzten sie sich an den Tisch, wo ihnen das Mahl vortrefflich mundete; Pierre war sehr mäßig, sein Kamerad hatte dagegen großen Appetit, denn seit dem Frühstück hatte er noch nichts gegessen.

Eine Art von Vertraulichkeit entspann sich zwischen den Bewohnern der Hütte und dem Gaste. Margarethe erkundigte sich vor allen Dingen nach dem Namen des Fremden, aus welchem Lande er komme und durch welchen Zufall er in den Wald so ganz allein gerathen wäre. —

Das arme Kind würde gern die Fragen beantwortet haben, welche mehr aus Interesse für dasselbe, als aus Neugierde an ihn gerichtet wurden, aber er vermochte es nicht. Er

kannte den Namen seiner Familie nicht, er wußte nur, daß man ihn Heinrich gerufen habe. Eine Waise von seiner frühesten Kindheit an, war er von einem Onkel erzogen worden, der an einem entfernten Orte in einem schönen, großen Hause wohnte. Auf welche Weise er in diesen Wald gekommen war, erzählte er, wie folgt:

„Es sind drei Tage her, als mich mein Onkel rufen ließ. Dies geschah selten und es schien immer, als wolle er meinen Anblick vermeiden. In dem ganzen Hause hatte ich nur einen väterlichen Freund: es war ein Bedienter, Namens Baptist, welcher schon früher bei meinem Vater gedient hatte, und dem allein ich mich vertrauen konnte. Mein Onkel ließ mich also kommen und eröffnete mir, daß er auf eine lange Zeit verreisen wolle und sich daher genöthigt sehe, mich zu einem seiner Freunde zu schicken. Als ich diesen Befehl hörte, fing ich an zu weinen, denn ich liebte meinen Onkel trotz seiner Härte: er hatte mich erzogen und war mein einziger Verwandter, den ich kannte. Dann betrübte mich auch der Gedanke, daß ich zu ganz fremden Leuten kommen sollte. Er sagte mir, daß er in einigen Monaten zurückkehren würde, befahl, daß ich mich zur Reise vorbereiten solle und ließ mich weinend allein, ohne mich zu umarmen, ohne ein freundschaftliches Wort mit mir zu reden.“

„Den folgenden Tag trat ich meine Reise an, ich bestieg einen Wagen meines Onkels und zwei Bedienten wurden mir als Begleitung mitgegeben. Der eine war der alte Baptist, welcher die Pferde lenkte; der andere, Franz genannt, hatte sich bisher stets hart und kalt gegen mich benommen und saß jetzt neben mir im Wagen.“

„Einen Tag und eine Nacht reisten wir und nur in kleinen Dörfern hielten wir an, um den Pferden einige Ruhe zu gönnen und einige Erfrischungen zu uns zu nehmen.“

„Diesen Morgen endlich, nachdem wir drei gute Stunden gefahren waren, gelangten wir in diesem Walde an. Wir hatten drei Meilen weit den Weg verfolgt, welcher denselben durchschneidet; Franz bat den alten Baptist anzuhalten, und trug mir an, ein wenig mit ihm zu gehen, um mich zu erwärmen, denn es war grimmig kalt. Ich stieg ab und ließ mich von Franz führen. Wir gingen immer tiefer in den Wald hinein, während die Kutsche ihren Weg auf der Straße weiter fortsetzte. Wir mochten schon eine halbe Stunde so marschirt sein; ich machte Franz darauf aufmerksam, daß wir den Wagen verfehlen und uns leicht verirren könnten.“

„„Besorge nichts, erwiderte er mir, ich bin in dem Walde bekannt und wir werden mit Baptist bald zusammentreffen.““

„Das beruhigte mich und ich setzte meinen Weg fort, ohne das Geringste zu befürchten; aber je weiter wir kamen, desto schneller lief mein Begleiter. Ich wurde fortwährend durch das Klettern über Hügel und das Springen über breite Gräben aufgehalten, während er ungehindert seinen Weg fortsetzte, weil er viel größer war. Als ich nun sah, daß ich ihm so weit nach war, bat ich ihn, auf mich zu warten; aber er achtete auf meine Bitten nicht. Endlich, als wir an eine Stelle gekommen waren, wo der Wald sehr dicht war, verlor ich ihn ganz aus dem Gesichte; ich rief nach ihm, aber vergebens, er antwortete mir nicht; ich lief, so rasch ich nur konnte, um zu sehen, wohin er gegangen sei; darauf bemerkte ich, daß er ebenfalls rasch lief, und bald verschwand er ganz.“

„Anfangs glaubte ich, daß er sich mit mir habe spaßen und mir Furcht einjagen wollen, deshalb hoffte ich, daß er bald zurückkommen würde. Ich setzte mich also auf einem Hügel nieder und wollte ihn da erwarten. Aber Minuten, Stunden vergingen, mein Warten war vergebens, und es wurde mir endlich klar, daß man mich absichtlich in diesen Wald geführt habe, um mich zu verirren. Die Erinnerung an unsere ganze Reise befestigte diesen Gedanken in mir: der plötzliche und raue Befehl zu meiner Abreise, die Vorsicht, welche man ge-

braucht hatte, um die großen Straßen und die Städte zu vermeiden; das Alles schien darauf berechnet zu sein, damit ich den Weg nach der Heimath nicht finden könne. Einige Worte, welche mir der alte Baptist in Franzens Abwesenheit gesagt hatte, gaben mir endlich die Gewißheit meiner Voraussetzung; ich begriff, warum der gute und treue Bediente, mit Thränen in den Augen, zu mir gesagt hatte, als er mir das Bildniß meiner Mutter um den Hals hing: „Bewahre diesen Schmuck, mein armer Heinrich, trenne Dich nie von ihm, denn er könnte einst Dein Retter werden.“

„Ich konnte nicht mehr daran zweifeln, daß man beschlossen hatte, mich umkommen zu lassen. Bei diesem schrecklichen Gedanken fing ich bitterlich an zu weinen, fiel auf meine Kniee und bat Gott, mich nicht zu verlassen.“

„Lieber Gott!“ rief ich, „der Du bist der Vater der Waisen und der verlassenen Kinder, hilf mir, denn ich bin sehr unglücklich. Ich habe keine Eltern, keinen Freund, ich stehe ganz allein in der großen Welt; sei mein Helfer, mein Beschützer, mein Vater; verlasse mich nicht, wie die Menschen mich verlassen haben.“

„Nach diesem kurzen Gebete fühlte ich mich muthiger und kräftiger. Ich stand auf und im Vertrauen auf Gott setzte ich meinen Weg weiter fort. Bald nahte jedoch der Abend, ich hatte noch Niemand getroffen, noch kein Haus

bemerkt, welches mir für die Nacht ein Obdach geben konnte."

„Ermüdet und fast vor Hunger umkommend, legte ich mich unter einen großen Baum, um ein wenig auszuruhen und zu schlafen; da kam mir die Vorsehung zu Hülfe, sie führte mich an den Ort, wo Pierre betete und mein Retter wurde."

Bei den letzten Worten trocknete sich Heinrich die Thränen ab, die aus seinen blauen Augen rollten, und dankte Margarethen und ihrem Sohne für die Wohlthaten, die sie ihm erwiesen hatten.

Die gute Margarethe ersah aus der Erzählung des armen Kindes, daß man in der That die Absicht gehabt habe, den kleinen Heinrich aus dem Wege zu schaffen, und daß alle Vorsichtsmaßregeln getroffen worden waren, damit er niemals den Weg nach Hause finden könne. Indes versprach sie Heinrich, um ihn nicht zu entmuthigen, daß sie sich auf den nächsten Dörfern erkundigen wolle, ob man irgendwo den Wagen gesehen habe.

Diese Versicherung flößte ihm neue Hoffnung ein, obgleich Margarethe voraus sah, daß ihre Forschungen ohne Erfolg sein würden; sie betrachtete Heinrich als eine ihr von Gott anvertraute Waise und fügte sich in den Willen des Himmels. Sie nahm ihn in ihr Haus auf, obgleich sie selbst sehr arm war und es ihr

schwer wurde, den Unterhalt für sich und ihren Sohn zu erwerben.

Es war schon spät, als Heinrich seine Erzählung geendigt hatte; es war Zeit, sich zur Ruhe zu begeben. Nach einem gemeinschaftlichen Abendgebete legten sich die Drei nieder, und tiefe Stille war in die Hütte eingelehrt.



III.

Das Pflegekind.

Den folgenden Tag stand Pierre wie gewöhnlich am frühen Morgen auf, um an seine Arbeit im Walde zu gehen; denn zufolge seiner guten Aufführung und seiner rastlosen Thätigkeit hatte er hinreichende Beschäftigung gefunden, um eine Unterstützung für seine Mutter zu verdienen. Heinrich bat Margarethe, Pierre begleiten zu dürfen, während sie nach der Stadt ginge, um Erkundigungen einzuziehen. Margarethe bewilligte dies; doch ließ sie sich noch vorher die Gestalt des Wagens und die Farbe der Pferde beschreiben. Dann gab sie ihm einen Anzug von ihrem Sohne, weil sie wußte, daß seine Kleider zu der Arbeit im Walde nicht taugen würden.

Die beiden Kinder machten sich also auf den Weg, einige Nahrung für den Tag mit

sich nehmend. Heinrich, welcher mit einer blauen Blouse bekleidet, mit einem breiträndrigen Hute bedeckt und mit großen Stiefeln versehen war, würde leicht für einen kleinen Bauer gegolten haben, wenn seine feinen Gesichtszüge seine bessere Abkunft nicht verrathen hätten. Er war mit einem großen Gartenmesser bewaffnet, um die kleinen Nester abzuhaufen, während Pierre eine Art und den Korb mit den nöthigen Lebensmitteln trug.

Nach einer halben Stunde Weges kamen sie an dem Orte im Walde an, wo Pierre arbeiten mußte. Kaum hatte er sein Tagewerk begonnen, als auch Heinrich sich anschickte, ihm zu helfen, indem er die kleinen Nester abschnitt, während Pierre mit der Art die größeren abschlug und sie dann in Bündel packte. Das war eine Lust, mit anzusehen, welche Thätigkeit Heinrich bei seiner Arbeit entwickelte, und welche frohe Miene er machte, daß er seinem Pflegebruder einige Dienste leisten konnte. Sobald er in seiner Arbeit inne halten mußte, sammelte er die dürrn Nester und band sie zusammen, damit sie diese Holzbündchen mit nach Hause nehmen konnten.

Bei ihrer Rückkehr grüßten sie Margarethe, welche vor einer Stunde angelangt war und die sich freute, als die beiden Kinder eintraten. Aber ihr heiteres Gesicht betrübt sich, als sie

dem armen Heinrich die Nachricht geben mußte, daß ihre Nachforschungen vergebens gewesen waren.

„Mein Freund,“ sagte sie, indem sie ihn in ihre Arme schloß, „ich habe Dir eine traurige Kunde mitzutheilen. Ich bin vergeblich nach den an den Wald grenzenden Ortschaften gegangen und habe mich vergebens erkundigt: Niemand hat die Kutsche gesehen. Doch verzweifle nicht ganz, mein lieber Heinrich, wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben. Vielleicht bringt uns die Zukunft bessere Aussichten, und die Vorsehung wird Dich nicht verlassen. Gott hat Dich zwar Deiner Familie entrissen, aber er hat Dir dafür eine neue wieder gegeben. — Bleibe daher bei uns, sei artig und fleißig; Pierre liebt Dich schon wie seinen Bruder, und ich werde Mutterstelle an Dir vertreten.“

„Ja, ja!“ rief Heinrich mit Zärtlichkeit, „ich bleibe bei Euch, auch ich liebe Euch alle Beide schon, und ich will Dich, liebe Margarethe, stets als Sohn und Pierre gleich meinem Bruder lieben. Wie glücklich fühle ich mich, daß ich eine solche brave Familie hier getroffen habe!“

Bei diesen Worten warf sich das gute Kind in Margarethens Arme, welche beide Kinder umarmte und sie an ihr Herz drückte.

Seit diesem Zeitpunkte wurde Heinrich eben so wie Pierre behandelt, er wurde das zweite

Kind vom Hause. Pierre und er liebten sich wie zwei Brüder und Margarethe empfand für beide gleiche Zärtlichkeit.

Gerührt von der Güte, welche man ihm bewies, suchte Heinrich bei jeder Gelegenheit seine Dankbarkeit zu beweisen. Er liebte Margarethe wie ein Sohn und war zuvorkommend überall; er half bei den häuslichen Geschäften und bemühte sich auf jede Art nützlich zu werden. War sie genöthigt, zu Markte zu gehen, dann hütete er das Haus, er holte für die Kuh das nöthige Futter herbei und streute den Hühnern das ihnen zukommende Getreide hin; ging Margarethe melken, dann trug er ihr das Milchfäßchen; war Pierre anderweit beschäftigt, so begoß er die Blumen und Pflanzen und sammelte die Küchengewächse.

Für Pierre hatte er dieselbe Anhänglichkeit. Er trug ihm sein Mittagbrod in den Wald, ging ihm von Weitem des Abends schon entgegen und war glücklich, wenn er ihm das Beil oder sonst etwas tragen konnte. Ein wahres Fest für ihn war es, wenn ihm Margarethe erlaubte, Pierre in den Wald zu begleiten und er ihm dann bei seiner Arbeit behülflich sein konnte.

Eines Tages, als sie bei ihrer Arbeit zusammen waren, vernahmen sie ein starkes Geräusch, welches ihre Aufmerksamkeit erregte. Sie näherten sich dem Orte, woher dies kam und

bemerkten in dem ausgehöhlten Stamme einer alten Eiche einen Bienenschwarm, welcher sich dorthin geflüchtet hatte.

Pierre, welcher noch niemals dergleichen gesehen hatte, schien sehr erstaunt über die Vereinigung so vieler Insecten und wollte sich der Eiche nähern, um sie näher zu beschauen. Heinrich hielt ihn davon zurück, denn er hatte dergleichen in Bienenkörben in dem Garten seines Onkels gesehen, und er wußte, daß Pierre grausam zerstoßen worden wäre, wenn er die Bienen gestört hätte.

„Nähere Dich nicht!“ sagte er zu ihm, „denn das sind Bienen, und es würde Dir übel bekommen; aber morgen wollen wir sie, wenn Du willst, vor Sonnenaufgang gefangen nehmen, wir wollen sie in ein Bienenhäuschen stecken, das wir heute Abend uns bauen werden, und dann können wir sie nach Hause tragen und ihnen im Garten ihre Wohnung anweisen.“

„Die gefangen nehmen und nach Hause tragen?“ — sagte Pierre erstaunt, „ich soll mich ihnen jetzt nicht nähern, wie machen wir es denn, daß wir sie morgen gefangen nehmen und nach Hause tragen können? Und dann, was sollten wir mit so vielen Insecten anfangen?“

„Beruhige Dich,“ sagte Heinrich, „wenn sie vom Nachtfrost erstarrt sind, dann können wir uns ihnen nähern, ohne daß sie uns stechen,

was wir jetzt in diesem Augenblicke unbedingt zu befürchten hätten; dann wird es uns leicht sein, sie gefangen zu nehmen und sie in einen Bienenkorb bringen, welcher ihnen zur Wohnung dienen soll, und ich glaube gewiß, daß sie sich neben den Blumen und Sträuchern in unserm Garten sehr wohl befinden werden. Was die Nützlichkeit der Bienen betrifft, so will ich Dir dieselbe auseinandersetzen. Aber wir wollen uns dabei auf den Weg machen, denn Mutter Margarethe wird unruhig über unser langes Ausbleiben sein. Wir wollen uns den Baum gut merken, wo die Bienen sich befinden, denn wenn ich Dir den Nutzen derselben beschrieben haben werde, bist Du gewiß mit mir einverstanden, und Du wirst nicht zögern, mir bei dem morgenden Fang zu helfen."

"Ich will Dir glauben," erwiderte Pierre, „daß die Entdeckung, die wir gemacht haben, uns viel Nutzen bringen kann; aber warum hast Du denn vorgestern da diese Thiere fortgejagt, als sie um Dich herumflogen und sagtest: Geh, böses Thier, Du verursachst uns nur Schmerzen."

"Das Insect, welches sich mir den Tag näherte, war eine Wespe; diejenigen, welche Du hier siehst, sind Bienen. Die Wespen stechen nur und nützen zu nichts Anderem, während es mit den Bienen etwas Anderes ist, was ich Dir beweisen werde."

„Als wir am vorgestrigen Tage bei dem Herrn Prediger nach der Messe zum Besuch waren, sah ich, daß Du mit großem Vergnügen eine Honigtorte aßest, welche er Dir gegeben hatte. Ferner warst Du am letzten Ostersonntage ganz in Bewunderung versunken vor einer prächtigen Wachskerze, welche auf dem Altare sich befand. Nun wohlان...“

— „Nun wohlان,“ sagte Pierre, „was hat es denn mit der Honigtorte und der Wachskerze für ein Bewandniß, wie kommst Du von dem Gespräche über die Bienen auf einmal auf dieses?“

„Weil wir ohne die Bienen weder den Honig, noch das Wachs haben würden,“ antwortete Heinrich, „denn diese Thiere bereiten uns dieses.“

— „Du scherzest wohl?“ —

„Keinesweges. Aber da Du die Beschäftigung der Bienen nicht kennst, so will ich Dir darüber das mittheilen, was ich in einem kleinen Buche darüber gelesen habe; der Gärtner meines Onkels hat mir gesagt, daß das seine volle Richtigkeit hat. Höre zu:

„Die Bienen sammeln sich zu Schaaren, die man Schwärme nennt und welche aus drei Bienenarten bestehen: den Brummbienen, den arbeitenden Bienen und der Königin, welcher der ganze Schwarm gehorcht und deren allei-

nige Beschäftigung es ist, Eier zu legen, aus denen die neuen Schwärme herauskriechen."

"Sobald ein Schwarm den Ort gewählt hat, wo er sich niederlassen will, dann fangen die Arbeiter an, ihre Werkstatt, das heißt den Bienenstock, einzurichten. Zu diesem Flecke fliegen sie auf die Blumen und Pflanzen und sammeln von diesen einen sehr feinen Staub. Sie tragen diesen Staub auf ihren Flügeln davon, und in ihren Stöcken angelangt, kneten sie denselben und bereiten daraus das Wachs: darauf bedienen sie sich desselben, um von oben bis unten in dem Bienenkorbe lange Zusammensetzungen zu bilden, welche man Waben nennt; sie theilen diese Waben in eine große Menge kleiner, ganz regelmäßiger Fächer, dazu bestimmt, den Honig aufzunehmen."

"Aber," sagte Pierre, "was Du mir da sagst, kann ich kaum glauben, wie willst Du es verhüten, daß die Bienen, wenn sie fliegen, den Staub fallen lassen? muß ihn nicht der Wind davon tragen?"

"Du täuschest Dich," antwortete Heinrich, "die Füße der Bienen sind mit einer Art von Gefieder bedeckt, welches den Staub festhält und verhindert, daß er hinunterfällt."

"Sobald alle Fächer der Waben fertig sind, beginnt eine neue Arbeit; die Bienen holen den Saft gewisser Blumen herbei, verschlucken denselben; bereiten ihn in ihrem Magen zu und

legen ihn unter der Gestalt des Honigs in die kleinen Fächer, welche sie, sobald sie gefüllt sind, mit einer dünnen Wachsdecke verschließen."

"Die Bienen sind so klein," entgegnete Pierre, daß ich kaum glauben kann, sie bringen so viel Nutzen; es bedarf gewiß mehrerer Jahre, um eine kleine Quantität Honig zu bereiten, und wir würden uns einer unbedeutenden Sache halber vielleicht viel Zeit versäumen."

"Erinnerst Du Dich denn nicht, Pierre, daß ein solcher Schwarm aus einer ungeheuern Zahl von Bienen zusammen gesetzt ist. Freilich sind sie nicht groß, aber ein gewöhnlicher Schwarm besteht aus 25 bis 30 Tausend Bienen; danach beurtheile, was in einem Sommer so viele Arbeiter von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang schaffen können, mit einer Thätigkeit, die den Menschen beschämt. Wir wollen annehmen, daß ein Bienenkorb ungefähr 50 Tausend Fächer enthält und daß sie sich jeden Sommer füllen, so wirst Du sehen, daß die Menge Honig, welche wir dadurch gewinnen, Mutter Margarethen gewiß sehr lieb ist."

"Du hast recht," sagte Pierre, „aber so eben verbotest Du mir, mich den Bienen zu nähern. Glaubst Du denn, daß sie uns so ungestört die Frucht ihrer Arbeit werden nehmen lassen?"

"Es ist wahr," erwiderte Heinrich, „daß wir einige Vorsicht gebrauchen müssen; aber die

gute und sorgfältige Anfertigung des Bienenstöcks, wo es den Bienen gewiß gefallen wird, erlaubt uns dann, daß wir den Honig nehmen, ohne gestochen zu werden, wir werden aber auch einen Zeitpunkt dazu wählen, wo sie schlafen, das heißt während der Nacht."

"Weißt Du," sagte Pierre, "daß Du in mir die Begierde erweckt hast, morgen wieder hierherzukommen, um uns des Schwarmes zu bemächtigen? Aber eine Schwierigkeit ist noch vorhanden, nämlich: ob wir einen Bienenstock zu Stande bringen werden?"

"Ich habe deren mehrere in dem Garten meines Onkels gesehen," sagte Heinrich, "und ich hoffe, daß ich ihre Gestalt nicht vergessen habe, um für uns einen dergleichen anzufertigen."

In diesem Augenblicke kamen die beiden Kinder an das Pfortchen der Hütte, wo sie das Abendbrot erwartete, welches ihnen Margarethe bereitet hatte. Sie beeilten sich beim Essen und bald gingen sie, mit Erlaubniß ihrer Mutter, an das Werk.

Nachdem sie aus einigen Brettern ein vieredriges Häuschen zusammengesetzt hatten, dessen Decke eine Art Dach bildete, ließen sie am unteren Theile eine Oeffnung, welche zu dem Eingange in den Stock dienen sollte; dann drehten sie einige kleine Strohbündchen zu Seilen, wickelten diese um das Häuschen und bald war der Bienenstock fertig.

Das war einmal eine große Freude, als das Werk beendigt war; die beiden Kinder wurden gar nicht müde, den Bienenstock zu betrachten; sie hüpfen froh umher bei dem Gedanken, daß sie den folgenden Tag den Bienenichwarm in ihrem Gärtchen haben würden und freuten sich schon im Voraus auf die Honigerndte im Herbst.

Den folgenden Tag, noch bevor die Sonne aufgegangen war, ging Pierre, welcher zuerst erwacht war, zu Heinrich, um ihn zu benachrichtigen, daß es Zeit sei, aufzubrechen. Heinrich ließ sich das nicht zwei Mal sagen, und einige Augenblicke nachher trugen alle Beide den Bienenstock auf einem Brette davon.

Bald gelangten Pierre und Heinrich bei der Eiche an, wo sie die Bienen gesehen hatten; sie waren noch da, man hörte nicht das geringste Geräusch und schienen zu schlafen; sie bildeten eine Art von Traube.

Heinrich stellte mit Hülfe Pierre's den Bienenstock gerade unter den Schwarm, indem er ihn an die Höhlung der Eiche lehnte und deckte sorgfältig ein Tuch darüber, damit die Bienen verhindert würden, nach einer andern Seite als in den Bienenstock zu fliegen.

Als dieses Geschäft beendet war, erwarteten Pierre und Heinrich den Ausgang.

Die Sonne ging bald in ihrer ganzen Pracht auf und ihre Strahlen beschienen die Eiche. Die erwachten Bienen fingen an zu schwärmen

und flogen in der Höhlung umher; durch den Geruch des Thymians und des Quendels, welchen man in das Innere des Bienenstocks gebracht hatte, angezogen, ließen sie sich ruhig in dieser neuen Wohnung nieder. Darauf nahm Heinrich das Tuch hinweg, Pierre verschloß den Eingang zum Bienenstock sorgfältig, und die Bienen waren glücklich gefangen.

Jeder der beiden Knaben nahm ein Ende des Brettes, auf welchem die Beute lag, auf die Schulter und so trugen sie den Bienenstock in Triumph nach der kleinen Hütte.

Margarethe, welche sie schon erwartete, war sehr zufrieden, als sie die beiden Kinder mit ihrer Eroberung ankommen sah. Sie wies ihnen selbst einen Platz im Garten dazu an, und zwar in der Nähe einer Jelängerjeliieber-Laube und eines kleinen Baches. Man ließ sie bis zum nächsten Morgen verschlossen, um die Bienen an ihre neue Wohnung zu gewöhnen. Am folgenden Tage öffnete man die Thür; alsbald begaben sie sich an ihre Arbeit, sie gingen und kamen in großer Geschäftigkeit, und schon im Herbst konnte Margarethe den glücklichen Kindern den ersten Honig auf ihr Brot legen, noch einen ziemlichen Topf voll für den Winter verwahrend.

Auf diese Weise verschafften sich Pierre und Heinrich mannigfache Vergnügungen und fanden Mittel, sich und ihrer Mutter nützlich zu werden.

IV.

Der böse Onkel.

Schon seit vier Jahren bewohnte Heinrich das einsame Thal.

Eines Abends strickte Margarethe wie gewöhnlich am lodernden Kaminfeuer, Pierre und Heinrich saßen am Tische, um ein Vogelbauer zu verfertigen, welches sie am Sonntage in der Stadt verkaufen wollten. Plötzlich hörten sie heftiges Klopfen an der Hausthür.

„Wer ist da?“ rief Margarethe, welche, erschreckt durch das Erscheinen eines Fremden in dem abgelegenen Thale, zu so später Stunde, nicht wußte, ob sie öffnen sollte. — „Wer ist da?“ wiederholte sie nochmals.

„Gibt die Güte und öffnet mir,“ antwortete eine Stimme, welche von einem ermüdeten Menschen herzukommen schien, „öffnet mir und fürchtet Euch nicht!“

„Wer seid Ihr?“ fragte Margarethe.

„Ein armer verirrter Wanderer, welcher Euch um ein Nachtlager bittet, und der beinahe vor Ermüdung und Hunger umkommt.“

Diese letzten Worte wurden so kläglich ausgesprochen, daß Margarethe, Muth fassend, an die Thür ging und sie öffnete. Der Fremde trat ein.

Es war ein Mann von ungefähr 60 Jahren, dessen Haare fast schneeweiß waren. Sein Gesicht, obwohl von gemeiner Herkunft zeigend, hatte einen Ausdruck von Gutmüthigkeit, was zu seinem Gunsten sprach. Er schien von der Anstrengung eines weiten Marsches sehr ermüdet und konnte kaum noch gehen.

Sobald er in dem Zimmer war, grüßte er Margarethen und, seinen Mantel abnehmend, setzte er sich auf einen Stuhl, welcher vor dem Kamine stand.

„Dank, gute Frau,“ sagte er, „tausend Dank, daß Ihr mich aufgenommen habt. Meine Ankunft in diesem abgelegenen Orte zu so später Stunde mußte, das sehe ich ein, Euch erschrecken; aber seid nicht im Geringsten besorgt, ich bin kein Bösewicht.“

„Wir sind von einer anderen Wohnung so entfernt,“ antwortete Margarethe, „daß wir Vorsicht gebrauchen müssen, um uns nicht in Gefahr zu begeben.“

„Ihr habt sehr recht,“ erwiderte der Fremde, „der Wald ist in der gegenwärtigen Zeit sehr

unsicher gemacht durch die vielen Bagabonden und bösen Menschen, vor welchen man sich nicht genug hüten kann. Ich selbst bin nicht ohne Furcht in diesen Wald gekommen, zumal ich mich fast genöthigt sah, die Nacht in demselben zuzubringen."

"Die Nacht über da zubringen!" — entgegnete Margarethe, "Ihr kennt also unsere Einsiedelei nicht? Wie habt Ihr Euch denn bis hierher gefunden?"

"Ach, Du lieber Gott," versetzte der Fremde, "ein sehr schweres und mühsames Geschäft hat mich in diese Gegend geführt, welche ich seit einigen Jahren nicht mehr gesehen habe. Ich habe jeden Ort derselben durchreist und kaum giebt es einen Ort, wo ich nicht gewesen bin. Im Begriff, nach dem letzten Dorfe zu reisen, wo ich noch einmal meine Nachforschungen anstellen wollte, brach die Nacht herein und überraschte mich in diesem Walde. In der Dunkelheit umherirrend, kam ich, ich weiß nicht wie, in die Nähe Eures Häuschens; ich nahm meine letzten Kräfte zusammen, um dasselbe zu erreichen, — ich konnte nicht weiter. Das war, ich versichere es Euch, heut ein sehr beschwerlicher Marsch; ich habe sehr gelitten; doch alle meine Leiden wollte ich vergessen, wenn ich so glücklich wäre, mein Ziel zu erreichen."

Der Fremde schweig einige Augenblicke, das Feuer mit einem verstörten Blicke anstarrend

und sein Kinn auf den Stock stützend. Plötzlich wandte er sich zu Pierre und Heinrich:

„Meine Kinder,“ sagte er zu ihnen, „betheiligt Euch niemals, selbst nicht durch Stillschweigen, bei einer bösen Handlung; denn das Gewissen und Gott verzeihen uns eher eine Schwachheit, als einen Fehler.“

Und als ihn die beiden Knaben erstaunt über diese Rede furchtsam anblickten, fuhr er fort:

„Was ich Euch sagte, macht Euch staunen, nun hört mich einige Augenblicke, und Ihr sollt sehen, ob ich nicht recht habe, so zu sprechen. Es ist eine in allen Einzelheiten wahre Geschichte, die ich Euch erzählen will; ich kenne alle Personen, welche dabei betheiligt sind; nur die Namen werde ich in meiner Erzählung hin und wieder verändern.“

„In einem Schlosse der Champagne wohnte vor mehreren Jahren eine sehr reiche Familie, welche aus drei Personen, dem Herrn Carl von Belval, seiner Frau und ihrem Sohne Edmund bestand. Einige Monate genügten, um Edmund seines Vaters und seiner Mutter zu berauben, das arme verwaiste Kind wurde der Pflege eines Onkels, dem Herrn Louis von Belval, eines sehr harten und geizigen Mannes, anvertraut. Herr von Belval hatte mit einem habgierigen Gefühle gesehen, daß das Vermögen seines Bruders in die Hände Edmunds über-

ging. Er hatte geglaubt durch seinen Neffen seine unermesslichen Güter zu erben; deswegen behandelte er ihn mit einer Härte, welche mit einem unauslöschlichen Hasse sich vereinigte und den er nicht verhehlen konnte. — Auf diese Weise, jeder Liebe von seinen Verwandten beraubt, fand Edmund nur einen Freund in einem alten Bedienten, welcher ihm geneigt war und dieses Kind, wie ein Vater bewachte. Dieser Bediente, dessen wahren Namen ich Euch sagen kann (er hieß Baptist), wollte sich niemals von seinem jungen Herrn trennen.“

„Eines Tages (Edmund war ungefähr neun Jahr) ließ Herr von Belval seinen Neffen kommen und eröffnete ihm, indem er eine lange Reise zu machen vorgab, daß er genöthigt wäre, ihn auf einige Zeit zu seinen Freunden in die Gegend von Mézières zu schicken.“

Bei diesen Worten, welche den armen Heinrich an einen grausamen Zeitpunkt seines Lebens erinnerten, machte dieser eine Bewegung des Erstaunens und wollte den Erzähler unterbrechen, als ein Zeichen Margarethens ihn zurückhielt, und das Kind blieb stillschweigend sitzen.

Der Fremde fuhr in seiner Rede weiter fort:

„Der alte Baptist merkte wohl, was Herr von Belval in seinem Hasse mit Edmund vorhabe, er wußte, welcher Verbrechen der Habgüchtige fähig ist; deshalb befürchtete er irgend einen

schädlichen Plan gegen Edmund von Seiten dessen Onkel, zumal er sich zur Ausführung seines Vorhabens eines Dieners, Namens Franz, bediente, welcher ein blindes Werkzeug der Launen seines Herrn war. Was Baptist anbetraf, so entging ihm von allem dem nichts, was geschah. Als er den Entschluß des Herrn von Belval hörte, Edmund nach Mézières zu schicken, da bat er bei Gelegenheit um die Erlaubniß, ihn begleiten zu dürfen. Nach einiger Ueberlegung wurde ihm dasselbe gewilligt, und den folgenden Tag reiste Edmund in Begleitung von Baptist und Franz ab."

"Zwei Tage nachher kamen die beiden Bedienten mit der Kutsche wieder; Edmund, der arme Edmund war in dem Walde der Ardenennen verloren gegangen. Die Absicht des Herrn von Belval war erreicht. Baptist, welcher von allem Kenntniß gehabt hatte, besaß nicht den Muth, die bösen Pläne Franzens zu vereiteln. Baptist büßte durch die grausamsten Gewissensbisse für die Schwachheit, daß er ein Gehler dieser grausamen Handlung gewesen war."

"Doch wenn die Vorsehung die Ausführung eines Verbrechens erlaubt, so weiß sie doch in ihrer Gerechtigkeit den Tag herbeizuführen, wo es bestraft wird. — Ein Jahr darauf fiel Herr von Belval in eine schwere Krankheit, seine Leiden und überdies die Vorwürfe seines Gewissens brachten ihn bald zur größten Ver-

zweiflung. Er klagte sich eines Verbrechens an, dessen Art und Weise er nicht gestand. Eines Abends endlich, als er sich seinem Ende nahe fühlte, ließ er Baptist rufen, vertraute ihm die Ursache seiner Gewissensangst an und gab ihm zu verstehen, daß er ruhiger sterben würde, wenn er sich mit Gott versöhnen könnte und wenn es ihm, bevor er von dieser Welt ginge, möglich wäre, seinem Neffen die Güter wiederzugeben, deren er ihn beraubt hatte und um deren willen er diesem so großes Unrecht zugesügt hatte.

„Aber es ist zu spät!“ — rief er verzweiflungsvoll aus, indem er sich wie ein Rasender vor Schmerz in seinem Bette unruhig umherwarf. „Es ist zu spät! ich habe schwer gefehlt, und Gott wird mir den Trost, welchen ich begehre, für die späte Reue nicht verleihen. Nein, es ist zu spät!“

„Baptist begriff, daß er diese Gelegenheit nicht entgehen lassen durfte, welche ihm die Trostlosigkeit seines Herrn darbot. Nach einigen Versuchen, Herrn von Belval zu beruhigen, erhielt er auf sein Bitten die Erlaubniß, in dem Lande, wo Edmund verloren worden war, Nachsuchungen anzustellen, und unverweilt machte er sich auf die Reise. Seit drei Tagen giebt es nicht ein Dorf hier in der Umgegend, welches er nicht besucht hat. Alle Nachforschungen sind vergeblich gewesen; nun beurtheilt seinen Schmerz! vielleicht in diesem Augenblicke

stirbt Herr von Belval, ohne das Verbrechen sühnen zu können, dessen er sich anklagt und dessen unfreiwilliger Mitschuldiger Baptist ist."

Bei diesen letzten Worten ließ der Fremde seinen Kopf in seine Hände fallen und seine Stimme endigte in lautem Schluchzen und Thränen, deren er sich bei der Erzählung, die ihn tief bewegte, nicht enthalten konnte.

Heinrich und Pierre, über diese Erzählung erstaunt, hatten bald erkannt, wer der Edmund war, von dem der Fremde sprach; sie wußten, daß es die Geschichte Heinrichs war. Mit großer Spannung erwarteten sie daher, was Margarethe dabei thun würde.

Während des letzten Theiles der Erzählung hatte sich Margarethe zu einem Schranke begeben, nahm daraus etwas und näherte sich dann dem Fremden.

Als er aufgehört hatte zu sprechen, sagte sie: „Mein Herr, Ihr habt Unrecht, wenn Ihr an der Vorsehung zweifelt; vielleicht hat sie das Waisenkind nicht verlassen und vielleicht hat sie, mitleidiger als die Menschen, denjenigen gerettet, der ohne Erbarmen verstoßen worden war."

„O, mein Gott, kann ich noch hoffen," erwiderte der Fremde, „und dennoch würde ich mein Leben aufopfern — — —"

„Er konnte nicht weiter sprechen, denn ohne ihn enden zu lassen, hielt ihm Margarethe das

Medaillon vor die Augen, welches Heinrich bei seiner Ankunft in der Hütte trug.

Bei diesem Anblick konnte der Unbekannte kein Wort reden; er schien durch die ergreifende Scene den Verstand verloren zu haben und betrachtete Margarethe ohne eine Frage zu wagen.

Plötzlich erwachte er wie aus einem tiefem Schlafe.

„Wo ist das Kind,“ rief er, „welches diesen Schmuck trug? Was habt Ihr mit ihm gemacht? Lebt es noch?“ —

„Es lebt,“ versetzte Margarethe schnell, „es ist hier,“ und Heinrich bei der Hand nehmend, führte sie denselben zu dem Fremden.

„Baptist,“ sagte sie zu ihm, „da ist das Kind, welches Ihr sucht, es ist Heinrich!“

Baptist, denn dieser war es, fiel auf die Kniee, ergriff die Hand seines jungen Herrn und bedeckte sie mit Küssen und Thränen, während Heinrich die Vorsehung pries, welche dies Glück ihm vergönnte.

V.

Die Gerechtigkeit Gottes.

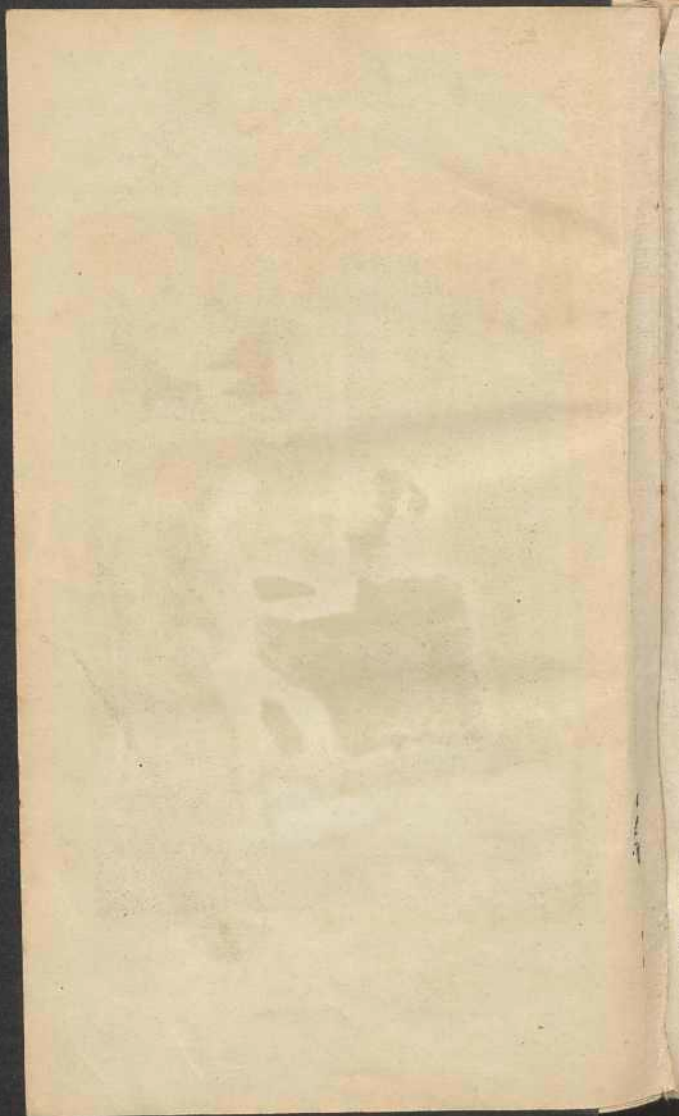
Den Tag nach dieser Begebenheit, sobald der Tag graute, schickten sich Baptist und Heinrich zur Reise an.

Viele Thränen wurden vergossen, als Heinrich die Bewohner der Hütte verlassen sollte. Pierre und Margarethe begleiteten ihn bis an den Ausgang des Waldes, wo sie sich trennten, nachdem sie sich herzlich umarmt hatten, mit dem Versprechen, sich recht bald wiederzusehen.

Nach einem ermüdenden Wege kamen Baptist und Heinrich in Mézières an, von wo sie in einer Kutsche nach der Champagne reisten.

Den dritten Tag kamen sie im Schlosse an; Herr von Belval lebte noch. Mit vieler Vorsicht hinterbrachte man ihm die Nachricht von der Rückkehr seines Neffen; denn bei seinem kranken Zustande konnte eine so tiefe Bewegung





sehr schädlich auf ihn wirken. Sobald er von der Ankunft Heinrichs wußte, wollte er ihn sehen, denn er fühlte sein Ende nahen, und er befürchtete zu sterben, ohne um Verzeihung seines Fehlers gebeten zu haben.

Aber nach den ersten Worten seines Onkels ersparte der vortreffliche Heinrich ihm den Schmerz einer Reue; er stürzte sich in seine Arme und bezeugte ihm durch seine Liebkosungen, daß er das Vergangene vollständig vergessen habe und glücklich wäre, denjenigen wieder anzutreffen, von dem er sich so ungern getrennt und den er stets wie einen Vater geliebt hätte.

Das Glück, welches Herr von Belval durch die Anhänglichkeit seines Neffen erfuhr, konnte leider seine Lebenstage nicht verlängern und einige Stunden später, nachdem er die letzten Tröstungen, die letzten Segnungen der Religion empfangen hatte, endete er in den Armen Heinrichs, welcher auch nicht einen Augenblick sein Bett verlassen hatte.

Nachdem Heinrich seinen Onkel zu der letzten Ruhestätte begleitet hatte, beeilte er sich, Margaretben alles das zu schreiben, was sich seit seiner Trennung von ihr zugetragen hatte. Er erzählte ihr in allen Einzelheiten das Wiedersehen mit Herrn von Belval, die Reue, welche er vor seinem Tode bezeugt hatte; endlich auch, daß ihn sein Onkel zum Erben aller seiner Gü-

ter eingefest habe. Er endete seinen Brief folgendermaßen:

„Du hattest recht, liebe Mutter Margarethe, als Du zu Pierre und mir sagtest: was Gott thut, das ist wohlgethan. O, ich begreife es in diesem Augenblicke. Wenn Gott nicht mein Unglück zugegeben hätte, und ich nicht genöthigt gewesen wäre, Euch um Aufnahme zu bitten, wie würde es heute um mich stehen? Ohne Eltern, ohne Freunde würde ich da das Glück gefunden haben? Würde ich jetzt eine Mutter, einen Bruder besitzen, welche ich von ganzem Herzen liebe? Denn, seid versichert, wenn sich auch meine Lage verändert hat, mein Herz ist dasselbe. Du bist, Du wirst stets meine Mutter sein, nicht wahr? gleichwie Pierre immer mein geliebter Bruder bleiben wird.“

„Wenn etwas mich in meinem Schmerze tröstet, so ist es der Gedanke, daß Du von jetzt an glücklich sein wirst. Das Glück welches mir der Himmel zugetheilt hat, gehört Dir eben so gut wie mir, Dir, die Du mich so liebevoll aufgenommen und wie Dein Kind behandelst hast.“

„Einige Tage noch und ich bin bei Dir und Pierre, denn ich will nirgend anderswo wohnen, als in Eurem Thale; ich trenne mich nicht mehr von Euch, und ich werde beweisen, gute Mutter Margarethe, daß ich Zeit Lebens sein werde

Dein guter Sohn
Heinrich.“

Das war einmal eine Freude in der einfachen Hütte, als Pierre bei seiner Rückkehr von der Arbeit seiner Mutter den Brief des guten Heinrich laut vorlas; Margarethe und ihr Sohn waren gerührt, als sie sahen, wie liebevoll und dankbar das arme Kind war; sie freuten sich herzlich, daß sie es bald umarmen konnten, um sich nie mehr von ihm zu trennen.

Ein Monat war kaum vergangen seit dem Briefe Heinrichs, als eine schöne Reisefutsche vor der Thür der Hütte hielt, und zwei Kinder sich umarmten, indem sie vor Freuden über das Glück des Wiedersehens weinten. Diese beiden Kinder waren Pierre und Heinrich; einen Augenblick nachher lagen sie vereint in Margarethens Armen.

Heinrich hatte sein Versprechen gehalten. Seine Angelegenheiten waren bald in Ordnung; alsbald hatte er sich mit Baptist, welchen er in seinem Dienste behielt, auf die Reise begeben und kam, Pierre und Margarethe zu überraschen. Was Franz betraf, den schuldigen Diener, welcher durch seine bösen Rathschläge die Ursache des Verbrechens des Herrn von Belvals geworden war, so hatte ihm Heinrich edelmüthig verziehen; aber der Unglückliche, dessen Gewissen durch Vorwürfe beunruhigt wurde, hatte das Land verlassen, ungeachtet ihm von seinem jungen Herrn vollständige Verzeihung zu Theil geworden war. Heinrich, welcher seinen Ent-

schluß nicht verändern konnte, wollte ihn wenigstens vor dem Glende schützen, er schickte ihm eine beträchtliche Summe, um bei seiner Arbeit leben zu können und bewies also, daß er Böses mit Gutem vergelten konnte.

Als Margarethe und ihr Sohn die prächtige und reiche Kleidung Heinrichs gewahrten, wagten sie nicht, ihn wie früher zu behandeln; aber er bat sie, ihm das zu bleiben, was sie ihm vordem waren, wie er es seinerseits gegen sie auch bleiben wolle. Und um ihnen einen Beweis zu geben, zog er einige Zeit seine frühere Bauernkleidung an, arbeitete mit Pierre im Garten und half Margarethen in den häuslichen Geschäften wie vordem.

Auf diese Weise bewies er ihnen, daß, obwohl ein Glück seine äußere Lage verändert hatte, er sein Herz nicht verändert hatte, und daß die Gefühle des reichen Heinrichs dieselben waren, wie die des armen, verlassenen Waisenknaben.

Einige Monate später erhob sich in dem Thale, welches Heinrich gekauft hatte, ein prächtiges Landhaus, umgeben von einem großartigen Parke. Das war das Haus, welches Heinrich bauen ließ; eine lange Allee von Platanen führte zu der Hütte, welche mitten im Parke lag und die immer bewohnt wurde.

Margarethe und Pierre, welche ihr Häuschen als Andenken an den armen Bernhard

liebten, wollten es nicht verlassen, trotz aller Bitten Heinrichs.

Ungeachtet dieser anscheinenden Trennung lebten sie gemeinschaftlich wie eine Familie. Pierre arbeitete nicht mehr als Holzhauer; er half seinem Pflegebruder die Ländereien bewirthschaften, welche dieser gekauft hatte. Was Margarethe betraf, so besorgte sie die häuslichen Geschäfte, doch gab es Heinrich nicht zu, daß sie die beschwerlichen Dienste der Haushaltung verrichtete, sondern überließ dieselben seinen Bedienten.

Baptist, welcher durch seine Ergebenheit seine Schwachheitsfehler wieder gut machte, blieb für immer im Dienste seines jungen Herrn, welcher ihn wie einen väterlichen Freund behandelte und in jeder Hinsicht ihn schonte. Aber der alte Diener machte sich immer noch Vorwürfe, sobald von der bewußten Begebenheit die Rede war. Wurde davon gesprochen, so verfehlte er niemals, seine Erzählung mit einer Moral zu begleiten, um die Gefahren der Characterschwäche zu zeigen, welche ihn ein so großes Verbrechen begehen ließ.

Des Sonntags sah man Margarethe, Pierre und Heinrich vor der Kirchthüre des benachbarten Dorfes aus einer prächtigen Kutsche steigen; dann verbrachten sie bei ihrer Rückkehr den Rest des Tages durch Spaziergänge, bei denen sie sich

der Wohlthaten Gottes freuten und sich der Tag
in der einfachen und traulichen Hütte erinnerten.

So hatte die Gerechtigkeit des Himmels
einem Jeden das Seine zugetheilt.

Herr von Belval, welchen die Habsucht ver-
blendete, hatte durch einen bitteren Tod das
Verbrechen geküßt, dessen er schuldig war; Franz,
sein Mitschuldiger, fand die Strafe in seinen
Gewissensbissen, während Baptist den Lohn für
seine Ergebenheit erhielt.

Margarethe, Pierre und Heinrich hatten
ihrerseits darin einen neuen Beweis, daß das
Vertrauen zu Gott und ein guter Lebenswan-
del auch schon hinieden nicht unbelohnt bleiben

53 MA 501468R



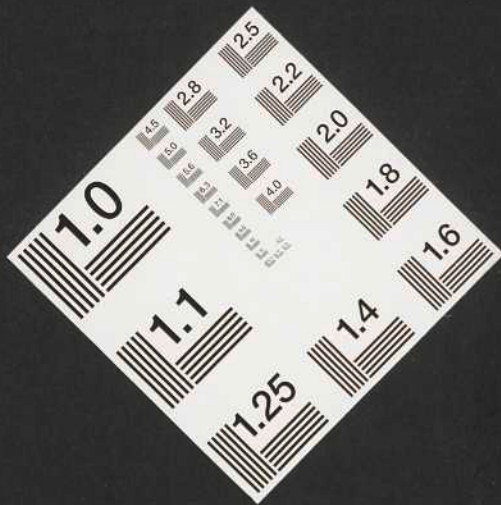
Das verlorne Kind.

x-rite

colorchecker CLASSIC



mm



Staatsbibliothek
zu Berlin

Preußischer Kulturbesitz